

hofften, daß es nicht bloß ein neues Zeitmaß sein, sondern auch ein neues Gebiet des Strebens, des Denkens und des Schaffens erschließen werde.

Damals lag eine blutige Revolution im Rücken, die bei allen ihren Greueln und Schrecken doch auch die eisernen Banden gesprengt hatte, in welche die Menschheit vorher geschlagen war. Man hoffte, daß der grollende Donner und der brausende Sturm der französischen Revolution der Vorbote eines schönen, hoffnungsreichen Völkerfrühlings sein werde. Man hat sich getäuscht, weil man damals noch nicht den unumstößlich richtigen Satz begriffen hatte, daß im Gefolge der Revolutionen und der Kriege niemals der bürgerliche Wohlstand und die vernünftige Freiheit sich befinden.

Der Donnerer, der Kriegsgott des Jahrhunderts, Napoleon, der von sich wie Attila sagen konnte: „Wo der Huf meines Pferdes hingetroffen hat, da wächst kein Gras mehr!“ — Napoleon ließ Europa, ließ insbesondere Deutschland seine eiserne Ruthe fühlen. Die Völker krümmten sich unter seinen Füßen — die Fürsten Europas flehten vor ihm um Gnade — brennende Dörfer und Städte beleuchteten seine nächtlichen Pfade, und Leichen bezeichneten seine Spur.

Deutschland, das zerfallende Reich, das in sich die zersetzende Kraft des Rheinbundes erzeugt hatte — Deutschland ermannte sich endlich — wurde einig und warf den Eindringling aus dem deutschen Vaterlande hinaus. Man nannte die letzten Kriege gegen Napoleon „Freiheitskriege“; allein die Freiheit wollte Deutschlands Völkern nicht erblühen. Die fünfzehn Jahre nach den Befreiungskriegen waren ein fünfzehnjähriger Grabesgang der Freiheit. Das machte, die Völker hatten zu viel gehofft und zu kühne Erwartungen gehabt.

Im Jahre 1830 ging Deutschland zwar einen kleinen Schritt vorwärts, aber es folgte nur zu bald ein abermaliger beinahe fünfzehnjähriger (1834 bis 1848) Trauergang, wo Vieles für die materielle Wohlfahrt, sehr Vieles aber gegen die mögliche Freiheit der Völker geschah. Das machte, weil diese noch nicht recht wußten, was sie wollten.

Da kam die Sturm- und Drangsperiode von 1848. Die Revolution rollte wie ein Erdbeben durch ganz Europa dahin, sie rüttelte und schüttelte zumal in Deutschland an allen Verhältnissen. Man glaubte endlich am Ziele der ersehnten Zustände zu sein, man hielt die Rückkehr zu überwundenen Verhältnissen nicht mehr für möglich, man schraubte sich mit seinen Hoffnungen, Wünschen und Forderungen zuweilen fast bis zum Wahnsinn

hinauf und siehe da — zwei Jahre sind hinreichend gewesen, die Völker um mehr als ein Jahrzehnt zurückzuschleudern.

Jetzt stehen wir an der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, über seinem Eingange befindet sich eine einfache harmlose Inschrift, beleuchtet von den Gasandelabern auf dem Schloßplatze zu Dresden. Diese Inschrift heißt: „Dresdener Ministerialconferenzen“ und darunter steht mit kleiner, sehr kleiner Schrift: „Europäischer Friede.“

Wie damals im Jahre 1801, so liegt auch jetzt hinter uns eine gewaltige, nicht unblutige Revolution; aber der Tumult eines herannahenden Krieges, das Gerassel der Batterien und Munitionscolonnen, das tactmäßige Dröhnen der vorbeimarschirenden Infanteriemassen, das Gestampfe der Schlachtrosse und das Wehklagen scheidender Söhne, Männer, Väter, Bräutigame und Geliebten klingen noch zu frisch in unseren Ohren nach. Es bluten noch Wunden, welche die Revolution schlug — bittere Erfahrungen lähmen wie Bleigewichte den Schwung unserer Wünsche — wir sehen Vieles, was in den letzten Jahren uns lieb und theuer geworden, zertrümmert und zerschlagen zu unsern Füßen liegen. Was Wunder, wenn wir nicht mit solchem Jubel, mit solchen Hoffnungen und solchen Begeisterungen in die zweite Hälfte des Jahrhunderts überzugehen vermögen, wie unsere Vorfahren in die erste Hälfte?

Unsere Hoffnung gleicht einer Georginenstaube, wenn der erste Herbstfrost darüber hingestrichen ist; traurig und farblos, ein Bild des Todes, hängen die vorher so herrlich strahlenden Kronen herab. Aber der Lebenskeim unserer Hoffnung ist noch nicht, kann noch nicht ertödtet sein. Nein, nein, es ist unmöglich, daß das deutsche Volk an sich selbst untergehe und an sich selbst verzweifele.

Freilich, wir finden dessen kein Hehl, der einzige Gegenstand, an welchem unser Vertrauen ein einiges Deutschland geschaffen zu sehen, noch haben kann, ist wenig geeignet, ihm einen sichern Halt zu gewähren. Die Völker Deutschlands hoffen von den Ministerialconferenzen weniger, als die Regierungen von denselben in Aussicht stellen. Wir meinen aber, daß wie wir ehemals von der Nationalversammlung vielleicht zu viel erwarteten, im Gegentheil wir jetzt zu tief unter das Maas der Möglichkeit herabgehen.

Das ist allerdings richtig, unsere Wünsche und Ideen von 1848 werden durch die Ministerialconferenzen ihre Verwirklichung nicht finden. Die internationale Freiheit und Selbstständigkeit der deutschen Völker dürften auf ihnen ebenfalls we-